



Ein Buch vom praktischen Sozialismus.

Von Friedrich Stampfer.

Ein Buch von hervorragender Bedeutung hat uns Genosse Edmund Fischer, der Reichstagsabgeordnete für Bittau, geschenkt. Es heißt: „Das sozialistische Werden. Die Tendenzen der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung“ und ist vor kurzem im Verlag von Weit u. Comp. in Leipzig erschienen.

Fischer hat in einem starken Band von 552 Seiten eine Aufgabe zu lösen versucht, deren sich die Partei in organisierter Kollektivarbeit längst hätte annehmen sollen. Er versucht nicht weniger als eine Enzyklopädie, eine zusammenfassende Darstellung alles dessen zu geben, was in unserer Gesellschaft an Ansätzen zu einer sozialistischen Ordnung vorhanden ist. Dem Verfasser sind dabei die umfangreichen Vorarbeiten zu Hilfe gekommen, die er als Bearbeiter der Rubrik „Staatssozialismus“ in den „Sozialistischen Monatsheften“ gemacht hat. Bei der ungeheuren Breite des Gebiets würde sich eine Spezialbearbeitung durch einzelne Verfasser, die sich in jeden Abschnitt besonders einarbeiten, und eine Zusammenfassung des Ganzen nach einheitlichen Gesichtspunkten besser empfohlen haben. Für ein solches Werk wäre Fischer ein hervorragender Redakteur gewesen.

Das soll jedoch in keiner Weise ein Tadel für Fischers eigene Leistung sein. Mit ungeheurem Fleiß ist hier eine gewaltige Literatur verarbeitet, werden die mannigfachen Erscheinungen des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens in anschaulicher Weise dargestellt.

Fischer teilt die Materie in zwei Hauptabschnitte: „Die Sozialisierung der Volkswirtschaft“ und die „Entwicklung der Solidarität“. Der erste Abschnitt zeigt mit großer Deutlichkeit, wie das Ideal der kapitalistischen „Wirtschaftsfreiheit“ aus gebundenen wirtschaftlichen Verhältnissen herausgewachsen ist: ein Gewordenes und Vergängliches. Die Monopole der frühkapitalistischen Epoche, in deren Treibhauswärme der moderne Kapitalismus emporgewachsen, werden geschildert, und die weitverbreitete Auffassung, daß erst die Epoche der Wirtschaftsfreiheit den Weg von der Pervollstreckung zur Konzentration der Betriebe geöffnet habe, findet eine angemessene Berichtigung. Von hier öffnet sich von selbst der Weg zu einer Darstellung des modernen Monopolwesens, wie es durch die Trusts und Kartelle geschaffen wird, und wir werden in anschaulichen Schilderungen Zeugen des Vorgangs, wie die einzelnen und miteinander vereinigten Unternehmungen in ihrer riesenhaften Entwicklung entpersönlicht werden und in Gegensatz zu dem Ideal der Individualwirtschaft geraten, wodurch sie zu ihrer Verstaatlichung von selber reif werden.

Fischer macht dann weiter die Herausbildung öffentlicher rechtlicher Monopole, also das, was man gemeinhin als „Staatssozialismus“ bezeichnet, zum Gegenstand eingehender Darstellung. Die kommenden Monopole (Versicherung, Petroleum, Spiritus, Stickstoff, Tabak, Rüstungsindustrie und Nahrungsmittel) werden einer besonders ausführlichen Besprechung unterzogen. Es folgt eine Uebersicht über die Entwicklung des Gemeindefiskalismus und des Genossenschaftswesens, eine Betrachtung über die „Sozialisierung des Kapitals“, worunter die Verstaatlichung der Banken verstanden ist, bildet den Abschluß des ersten Abschnittes.

Um es gleich zu sagen, das letzte Kapitel über die Verstaatlichung des Bankwesens ist das schwächste des ganzen Buches. Es

Wir haben keinen
Lieben Vater im Himmel.
Sei mit dir im reinen!
Man muß aushalten im Weltgemüel
Auch ohne das.
Was ich alles las
Bei gläubigen Philosophen,
Lodt seinen Hund vom Osea.
Wär' einer droben in Wolkenhö'n
Und würde das Schauspiel mitschauen,
Wie mitleidlos, wie leutlich wild
Tier gegen Tier und Menschenbild,
Mensch gegen Tier und Menschenbild
Wütet mit Zahn, mit Gift und Stahl,
Mit ausgehonnener Festerqual,
Sein Vaterherz würd' es nicht ertragen,
Mit Donnerfellen würd' er dreinschlagen,
Mit tausend heiligen Donnerwettern
Würd' er die Hensertnechte zerhimmeln.

Meint ihr, er werde in anderen Welten
Hintennach Bö's und Gut vergelten,
Ein graulich hingemordetes Leben
Zur Vergütung in seinen Himmel heben?
Oh, wenn sie erwachen in anderen Fluren,
Die zu Tod gemarterten Kreaturen:
„Ich danke!“ würden sie sagen,
„Möcht es nicht noch einmal wagen,
Es ist überstanden. Es ist geschehen.
Schließ mir die Augen; mag nichts mehr sehen.
Leben ist Leben. Wo irgend Leben,
Wird es auch eine Natur wieder geben,
Und in der Natur ist kein Erbarmen.
Da werden auch wieder Menschen sein,
Die könnten wie dazumal nicht umarmen —
Oh, leg ins Grab mich wieder hinein!“

Wer aber lebt, muß es klar sich sagen:
Durch dies Leben sich durchzuschlagen,
Das will ein Stück Rohheit.
Woh! ihr, wenn du das hast erfahren
Und fahst dir deunoch retten und wahren
Der Seele Hohel.

In Seelen, die das Leben aushalten
Und Mitleid üben und menschlich wollen,
Mit vereinten Waffen
Wirken und schaffen
Trotz Hohn und Spott,
Da ist Gott.

Fr. F. Fischer.

fehlt hier der eindringende Blick des Sachmanns, so daß alles, was gesagt wird, an der Oberfläche haften bleibt. Die Versicherung Fischers, daß die Privatbanken heutzutage keine Notwendigkeit mehr bildeten, weil man auf „gewaltige kapitalistische Gründungen und Spekulationen“ verzichten könnte, wirkt daher auch nicht überzeugend. Es fehlt der Nachweis, daß und wie eine staatliche Bankenaufsicht die mannigfachen Anregungen und Hilfen auf neuen Wegen, die die Industrie von den privaten Großbanken erfährt, ersetzen könnte. Sehr richtig bemerkt übrigens Fischer bei dieser Gelegenheit, daß die Verstaatlichung des Bankwesens nicht die Verstaatlichung, sondern nur die Verwaltung der Kapitalien durch den Staat bedeuten würde. Er meint nur, die Bildung des „öffentlichen“ Kapitals, des Gemeinbesitzums würde auf diese Weise beschleunigt werden. Hier liegt ein Kernproblem, das der Behandlung durch einen sozialistischen Spezialforscher noch bedarf.

Was Fischer sonst über den Staats- und Gemeindefiskalismus zu erzählen weiß, ist ausgezeichnet. Wohlthuend berührt dabei, daß er in seiner Schilderung nach internationaler Gerechtigkeit

strebt und nicht, wie es heute stellenweise beliebt wird, nur Deutschland als Zukunftsland allen sozialen Fortschritts und darum als „revolutionäres Prinzip“ in der Weltrevolution des Krieges gelten lassen will. Der Beitrag, den Deutschland zur sozialen Entwicklung liefert, ist — das zeigt auch Fischers Buch — groß genug, um den Wunsch zu rechtfertigen, daß diese Kraftquelle des Fortschritts nicht durch den Krieg verflüchtigt werde. Für die anderen aber bleibt dabei noch genug zu tun übrig, und es ist interessant, bei Fischer zu sehen, wie auch vor allem England und Amerika ihre Anpassung an die Notwendigkeiten einer durch den Krieg zur Schnellreise gebrachten Entwicklung vollziehen, indem sie immer weitere Wirtschaftsgebiete der Staatsgewalt unterstellen.

Der zweite, kürzere Abschnitt des Buches behandelt die „Entwicklung der Solidarität“, die Jugendpflege durch die Gesellschaft, die Sozialversicherung und ihren möglichen Ausbau, die Wohnungsfürsorge, den Arbeiterschutz, kurz alle Gebiete, auf denen die Gesellschaft als Pfleger und Hüter des Einzelwesens auftritt oder auftreten kann. Ein starker Optimismus durchzieht diesen Abschnitt, wie er überhaupt das ganze Buch durchzieht, aber dieser Optimismus schwebt nicht in Wolkenhöhen der Utopie, sondern ist fundiert auf dem festen Boden der Tatsachen. Wir werden uns dabei dessen bewußt, wie weit wir in der Entwicklung über die Zeit hinausgekommen sind, in der Marx sein Kapital schrieb. Marx kannte den Kapitalismus noch nicht einmal in seiner Vollreife, und um so mehr ist die Genialität der Intuition zu bewundern, mit der er die Entwicklungslinien vorzeichnete — bis zu dem Punkte, an dem sich aus dem Kapitalismus heraus die Notwendigkeit des Sozialismus zu entfalten beginnt. So weit sah Marx, aber nicht weiter.

Wir wissen heute und erkennen es an Fischers Buch nur noch klarer, daß dieser Punkt nicht nur erreicht, sondern schon überschritten ist, und stimmen ihm im wesentlichen zu, wenn er zum Schluß anführt:

„Sozialismus ist die Gesamttendenz der modernen sozialen Entwicklung. Er ist nicht mehr eine Sache der Zukunft, sondern der Gegenwart. Er ist gegenwärtig als Geist und als Realität. Auch wer ihn nicht anerkennen will, muß mit ihm rechnen. Denn nicht darum handelt es sich mehr, ob die Zukunft dem Sozialismus gehört, sondern nur noch um die Frage: wie rasch und auf welchem Wege wird er sich durchsetzen?“

Der Mensch ist ein soziales Wesen. Gesellschaft ist ihm ein Bedürfnis, ist ihm Lebensinhalt und Lebenszweck. Auf primitiver Stufe lebte er in primitiver Gesellschaft. Mit jedem Aufstieg vollzieht sich eine Auflösung des alten niederen und die Bildung eines neuen höheren Gemeinschaftslebens, das stets größer, mannigfaltiger, komplizierter wird, als das vorhergehende, deshalb auch schwieriger, aber auch reicher, schöner. Was sich in der modernen sozialen Entwicklung vor unseren Augen vollzieht, ist wieder die Bildung einer neuen solidarischen Gemeinschaft.

Dieser Vorgang ist ein Wirken und Ringen und Kämpfen der einzelnen Individuen, Gruppen und Klassen der Gesellschaft miteinander und gegeneinander, bis der Neuben festgesetzt und vollendet ist und allen Gliedern der Gesellschaft wieder in gleicher Weise Raum zum Leben gewährt. Das heißt: bis der Zustand erreicht ist, daß alle Glieder wieder füreinander leben und nicht gegeneinander.

Eine Grenze, wo die bürgerliche Gesellschaft aufhört und die sozialistische Gesellschaft beginnt, gibt es nicht. Wir leben in der sogenannten bürgerlichen Gesellschaft, in der sich sozialistische Einrichtungen entwickeln. Wenn diese einmal eine gewisse Höhe erreicht oder das Übergewicht gewonnen haben, wird man sagen können: wir leben in einer sozialistischen Gesellschaft.

Die Zustimmung kann um so vollständiger sein, je deutlicher in dem vorletzten Absatz des Titels ausgesprochen wird, daß dieses „Gemeinwesen in den Zukunftsstaat“ durchaus kein schmerz- und kampflöser Vorgang ist. Nur, weil wir

Der Aufstieg des schönen Theodor.

Von Richard Henneberg.

Am 24. Juni des Jahres 1914, nachmittags 3 Uhr, sah der schöne Theodor, von den Behörden prosaischer Weise Theodor Ringelmeier genannt, im Café „Lohengrin“ und verhandelte mit Niesze, der Kassierin, darüber, ob der Chef des Lokals ihn erfolgreich pfländen lassen könnte. Als der schöne Theo die Aussichtlosigkeit eines solchen Beginns bewiesen hatte, bestellte er mit Ruhe und Würde eine Tasse Kaffee und begann, im Klubfessel stehend, seine gebügeltten Hosen und die Lederschuhe zu betrachten. Das sieht nun in den wenigsten Fällen geistvoll aus, aber in Weltlichkeit arbeitete Theodor doch an schwerwiegenden Gedanken, weil ihm seine augenblickliche Lebenslage absolut nicht gefiel und er vergebens nach einer Veränderungsmöglichkeit grübelte.

Daß der Mensch einmal kein Geld hat, wie es bei Theo seit drei Tagen der Fall war, kann vorkommen, daran würde auch keiner der Ehrenmänner, mit denen er verkehrte, Anstoß genommen haben. Aber gar keine Aussichten auf Besserung haben, das muß natürlich die eigene Brust mit Schmerz und das Herz der Freunde mit Mißtrauen erfüllen. Die Folge davon aber ist gewöhnlich, daß einem niemand etwas pumpt.

Der schöne Theo strengte sich an, wieder Herr der Situation zu werden. Er dachte an seine nächsten Bekannten. Brillke, dies lange Laster, amüsierte sich mit seiner neuesten Liebe an der See und verpöchte dort das Kapital, das er aus seiner innigen Jünglingzeit zu Frau Kubinstein geschlagen hatte. Wuttler, der nachgemachte Reserveleutnant, rubelte seine Rocktäfelchen auf dem Bodensee herum, ohne auch nur einen Pfennig zu verdienen. Der dicke Paul hatte einen moralischen Anfall bekommen und arbeitete augenblicklich in irgendeinem Bureau. Der Wuchmacher Kolau hatte Geld wie Heu, aber er gab nichts und antwortete immer mit demselben geistlosen Biss: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.“ Von den „Freunden“ war also nichts mehr zu erwarten, leider. Und mit den Freundinnen stand es genau so. Niesze hatte nichts, Grete, die Choristin, hatte noch weniger, Frau Direktor Knollinger, die

ihn bisher auf so standesgemäße Art ernährt hatte, schmachtete jetzt Semmler, den blonden Jüngling, an, und Frau Kubinstein, deren Herz durch Brillkes Untreue doch verwirrt war, konnte sich noch immer nicht für den schönen Theo entschließen, obwohl ihr doch nach menschlichem Ermessen nichts weiter übrig blieb. Ja, so war das eben, wenn man fünfundsiebzig Jahre alt wurde — und die Schönheit einen nicht mehr allzu stark plagte.

Eine Viertelstunde starrte Theodor vor sich hin, dann nahm sich die menschenfreundliche Kassierin seiner an. Zunächst erwiderte sie ihm mit der Mitteilung, daß er vorläufig im Café „Lohengrin“ trotz Chef und Bussettdame immer noch Kredit habe. So etwas tut gut, und er lauschte daher ihren weiteren Worten viel freundiger. Zuletzt gab er ihr darin vollkommen recht, daß der Mensch auch einmal kleinere Geschäfte erledigen könne, und daß in dieser Beziehung der Pferderennsport manche vorzisehbare Seite habe. Wenn aber die Seelen zweier Menschen ganz in einem Gedanken ausgehen, wie in diesem Falle, dann treten für gewöhnlich alle trennenden Gegensätze in den Hintergrund, und die Herzen schlagen einander in Liebe entgegen. So kam es, daß der schöne Theo an demselben Tage noch zwei Flaschen Sekt „auf Konto“ trank und nachts seinen Anzug mit den schön-gebügeltten Hosen in Nieszes Kleiderschrank hing.

Jeder Mensch weiß, daß im August 1914 der große Krieg ausbrach und daß eine helle Begeisterung über alle Deutschen kam. Auch Theodor Ringelmeier wurde von ihr erfaßt. Am ersten Kriegssonntag konnte er seiner Gefühle kaum Herr werden. Er ging sogar ins Café „Preußenbrunn“, obwohl doch im Grunde dort nur Besozte und ähnliche Proleten verkehrten. Es ging drunter und drüber, die Kassierin konnten kaum bedienen, und in dem Lärm, den die Musik und die Hölle machten, verstand man sein eigenes Wort nicht. Aber Theo ließ sich durch diesen Spektakel ausnahmsweise nicht stören, denn als er kein Geld mehr hatte, wie so oft in den letzten sechs Wochen, brauchte er sich nur an den Tisch für Kriegsfreiwillige zu setzen, da konnte er gratis weitertrinken, daß er danach vierundzwanzig Stunden auf einmal schlief. Als er dann wieder wach wurde, überblickte er die allgemeine Lage

auch sofort. Nach einem guten Mittagessen, dem er noch drei Benediktiner hinzugefügt hatte, kam ihm die Erleuchtung und er beschloß, sich nützlich zu machen, seinem Leben einen höheren Wert zu geben. Er begann zu arbeiten, erledigte im Laufe des Nachmittags eine Menge telephonischer Anfragen und fuhr in der Stadt herum, bis er vor Müdigkeit nicht mehr konnte. Aber bei Krause, in Pa. Krause u. Co., heulte er noch einmal das liebenswürdigste Gesicht auf, das ihm zu Gebote stand.

„Mein lieber Fritz, ich bitte Dich...“ Weiter kam Theodor Ringelmeier mit seiner gut vorbereiteten Rede nicht, denn Fritz Krause, der übrigens von jeher etwas unkultiviert war, schlug mit der Faust auf den Schreibtisch. Dann sagte er: „Du bist verrückt, Ringelmeier. Jetzt ist Krieg, ich habe selbst keinen Pfennig übrig.“

„Lach mich ausprechen, mein Freund,“ fuhr Theodor fort. „Gewiß, Du hast mir schon einmal Geld gegeben und eine Zeilung die wertevorne Hoffnung genährt, Du würdest es wieder zurückerbekommen. Tröste Dich, irren ist menschlich, auch ich bin schon reingefallen. Aber für so unbegibt habe ich Dich niemals gehalten, daß Du auch zum zweiten Male auf den Keim kriechen würdest. Nein, ich bin gekommen als der Engel, der Dich vom Hungertode erretten will. Dein Betrieb schlummert sanft. Gut, ich will Deiner Büchlingsfabrik auf die Beine helfen. Ich bestelle hiermit fünf-tausend Kästen für Infanterieuniformen bei Dir.“

Fritz Krause starrte fassungslos seinen Besuch an. „Noch doch nicht so ein unintelligentes Gesicht,“ fuhr der schöne Theo fort. „grünse mich lieber freundlich an, denn Dir ist heute großes Heil widerfahren. Für übermorgen brauche ich eine Musterliste nach diesen Angaben.“ Dabei legte er einige bezeichnende und beschriebene Blätter Papier auf den Tisch.

Krause hatte die Sache verstanden. „Du bist einfach großartig,“ erkannte er an, „aber sag mal: ich könnte doch auch direkt mit Deinem Auftraggeber in Verbindung treten. Lediglich aus praktischen Gründen. Re anständige Provision wäre Dir natürlich sicher, Du weißt ja, in dieser Beziehung lasse ich mich nicht lumpen.“

Theo verzog keine Mine. Er rauchte sich eine von Krauses Zigaretten an und entwiderte gelassen: „Wir machen das Geschäft

Schon festen Boden unter den Füßen haben, kämpft es sich besser, kann uns niemand mehr unfruchtbar Kritik oder menschheitfremden Utopismus vorwerfen. Das Ringen der Klassen um die Macht im Staate wird dadurch jedoch keineswegs abgeschwächt, sondern eher gesteigert — denn wenn auch Fischer in der Entwicklung keinen Abschnitt sehen will, so wird ein solcher dennoch eintreten in dem Augenblick, in dem das sozialistische denkende Arbeiterelement das Uebergewicht im Staate erlangt haben wird. Darüber sollen wir uns also nicht täuschen, daß die härtesten Proben noch vor uns stehen.

Zur rechten Zeit hat uns aber Fischer durch sein mutiges und menschenfreundliches Buch daran erinnert, daß es noch für die Zukunft eine große Aufgabe gibt als jene, in denen Menschenleiber zerrissen und Kornfelder zu Trichterfeldern verwandelt werden. Er befestigt uns in der Zuversicht, daß es jenseits dieses Krieges noch große Aufgaben gibt, für die zu leben sich lohnt. Schon dafür verdient er unseren Dank.

Feldhühner.

Abendsonnenchein nach kurzem Nachmittagsgewitter. Blau-Man schimmert der Himmel, den nur im Westen die Reste der Gewitterwolke verdecken, die vom glühenden Feuerball der Sonne in allen denkbaren Farben gemalt werden. Nach der sommerlichen Wärme eintet Feld und Wiese erwidert den tödlichen Wohlgeruch des Adersbodens aus und leichte längende letzte Tropfen fallen von den Blättern der Waldbüsche. Da ist es sich herrlich am Waldestrande, um auf den Rehböck zu passen, der hier seinen Wechsel hat. Vom Hartflossfeld ist es "Lerrred" her, als Antwort klagt aus den Nischen das gleiche "Lerrred". Das ist der Lockruf eines Männchens, das der Führer eines Rebhühnerheeres ist, und mit diesem Ruf seine Hühner versammelt will. Von hier und da klagt deren leiseres "gitzchi!" zu mir, bis endlich die Schar beisammen sein mag, und nur noch vereinzelt Rufe des sorgenden Vaters den Weg bezeichnen, den das ganze Volk auf seiner späten Wanderung nach dem geschützten Ruheplätzchen für die Nacht eingeschlagen hat.

Am nächsten ist der Anblick eines wandernden Volkes am frühen Morgen, wenn es nach kurzer Ruhe mit der aufgehenden Sonne sein Tagewerk beginnt. Vorsichtig, daß kein Zweig unter den Füßen knarrt, schleichen wir uns durch den Frühnebel über die Wiese heran nach dem Rain, der noch mit Schlehornbläßen und wirrem Geslecht von Brombeerkränzen besetzt ist. Vom Raine aus stehen wir den Hügel des Dügels hinunter fruchtbarer Felder. Auf den Rainen zwischen den einzelnen Feldstücken steht ab und zu ein Schlehornblüsch oder eine wilde Rose, die mit ihrem bewehrten Gezwinge einen schwer durchdringlichen Schutz für alle das Getriebe abgeben, das Klein und groß ist, sich unter den Büschen zu bergen. Hinter dem Dornenverhau des Raines machen wir Halt, denn von hier läßt sich der Hang gut übersehen. Nicht vor unserem Füßchen liegt jetzt im ersten Sonnenlicht der führende Hahn mit dem bekannten "Lerrred". Eine Hornspitze zeigt sich im Täldchen zwischen taunassen Nadelbäumen; da können wir sicher sein, daß die Hühner auf der Stoppel losmarschieren. Und richtig, keine dreißig Schritte vor uns steht der Führer und sichtet mit langgestrecktem Halse. Ein prächtiges altes Männchen mit rotbraunem Rücken und graubraunem Hals, die in der Morgensonne leuchtend schimmern. Delle gelbliche Schaffstäche zeichnen die Deckfedern, das ganze Rückenfeld wird dadurch wunderbar und zerstickelt bunt. Nach hinten sind die Seiten. Delle eingefasste braune Halsfedernscheitel mit hellen Querunterbrechungen ziehen sich über den schiefergrauen Hintergrund des Gefieders, wie Gürtelgeschmeide oder Spangen nach der Bauchseite zu, die in hellem Grunde einen großen schwarzbraunen Hufeisenfleck trägt, den der Jäger "Schild" nennt. Der Kopf ist glänzlich-schwarz mit gelbbraunlichen kurzen Federn bedeckt, die um das klare Auge einen schmalen, roten Würstchenring frei lassen. Wie der wachsame Hahn hebt den Kopf mit kurzem Ruck seitwärts dreht, erhält sein Aufsehen etwas Energischer durch den kurzen, kräftigen, leicht gebogenen Hühnerschnabel. Junge Vögel und Weibchen sind nicht so prachtvoll gefärbt. Sie begnügen sich mit einfacheren Kleide: grau mit etwas braun sind die Farben des Körpers, der Kopf ist dunkel, die Augengänge heller und das ganze Gefieder überzogen hellgrauer Streifen und Flecken. Der Körper erhält durch seine gedrungene Form ein etwas plummes Aussehen.

So zieht etwa ein Dutzend Hühner unter Leitung des alten Hahnens langsam durch die Stoppel zum Rain.

Der Weg führt das Volk auf einen Wisenstreifen, den die Sonne bereits vom durchdringenden Morgenhau getrocknet hat. Der Hahn kennt seine Gegend ganz genau. Dort, wo er, gibt es in den Morgenstunden schon eine ausgefuchste Schnabelweide. Denn an den Rändern aus der Stoppel kommt jetzt der Stratus, zwischen den Grashalmen kriechert es von schwachen Grasspizern, da kriechen die fetten Tulenraupen und Käfer laufen eider. So reich-

lieber nach meinem Rezept und Du wirst sehen, das geht auch. Erstens bist Du zwar als Anwalt über jeden Zweifel erhaben, aber ganz genau kenne ich Dich doch nicht, und zweitens müßt Du in dieser ersten Zeit nicht so hochgerig sein."

Dann vertieften sich beide in die Papiere, begannen zu rechnen und sich auf kurzweilige Art anzulügen. Theo gab den Verkaufpreis, den er erzielt hatte, um die Hälfte niedriger an, weil Krause eben ein Mensch war, der die Wahrheit nicht immer vertrat, und Krause rechnete dafür mit Arbeitslöhnen, für die auch mancher Bankdirektor gern Risten genagelt hätte, natürlich nur heimlich. Ein paarmal drohten die Verhandlungen zu scheitern, erst im letzten Moment wurde, wie nicht anders zu erwarten war, eine Einigung erzielt. Das sah Theo als Grund auf, sich an Krauses reichbesetzten Abendtisch einzuladen.

Es ging vorwärts mit Theodor Ringelmeier, weil er den Geist der Zeit verstand und sich über das Anlernen, von dem jetzt jeder-mann sprach, seine eigenen Gedanken machte. Die Erinnerung an seine frühere Lebensweise verurteilte ihn heiße und kalte Schauer. Er dankte seinem Schöpfer, der ihn noch zur rechten Zeit auf einen anderen, besseren Weg geführt und ihn gerettet hatte, sich nur mit großen Dingen zu beschäftigen, große Dinge, etwa wie die Lieferung von dreihundert Dofen Oelfarbinen oder dem Verkauf von ein paar Waggon Düngemittel. Und je größere Aufgaben sich der Mensch stellt, um so mehr wachsen seine Fähigkeiten. Niemand hätte Theodor vor dem Kriege, als sich noch Krüge und Frau Direktor Knollinger in die Kosten seines Lebensunterhaltes teilten, geglaubt, daß in ihm ein großer Vorkämpfer hede, der das Material für Tausende von Armeekorpsoffizieren oder Patronentafeln in wenigen Tagen zu liefern verstand. Mit Hilfe der "geringen Entschädigungen" oder, wie ihm für seine aufopfernde Tätigkeit zuteil wurden, konnte er sich immer wieder nach- und gewinnbringend beschäftigen, so daß sein arbeitsames Leben reiche Früchte trug und er zu der Erkenntnis kam, daß dem Tüchtigen doch in jeder Weise freie Bahn gelassen sei.

Überdies hat das Leben auch seine Schattenseiten. So zum Beispiel fehlte es bei den unteren militärischen Behörden an dem richtigen Verständnis für die wirtschaftliche Bedeutung, die Theodor durch kaufmännische Betätigung erlangt hatte. Doch er tröstete sich. Das Volk ist immer dumm und weiß nicht, was ihm frommt. Daher sah sich Theo gezwungen, auch hier seinen beweglichen Geist watten zu lassen. In das Musterstudium kam er immer "vom Sanatorium aus". Dazu verschaffte er sich in seinen wenigen Ruhestunden durch eifriges Studium einige medizinische Kenntnisse, die

lich gebend Tisch läßt kein Hühnerbol! unbefucht. Mit lautem "Lerrred" ruft der Hahn sein Volk herbei, und sie können sich alle eine Teilung gültig tun, ehe ihnen die Fleischlosigkeit zuwider wird und sie wieder zu den Sämereien von Gräsern und Feldunkräutern zurückkehren, die ihre Hauptnahrung bilden. Bis gegen Mittag durchwandern sie auf Nahrungssuche ihr Gebiet, das bald größeren, bald kleineren Umfang hat. Dabei halten sich die Hühner eines Volkes immer beisammen auf.

Inzwischen hat die höhersteigende Sonne den Gang vom Tau getrocknet und selbst die tiefen Furchen des Strazaders durchwärmte. Dorthin wandert nun das Volk, das sich gesellig fühlt, um während der Mittagszeit zu rasten. Das Scharen gehört zum Hühner. Ede sie sich niederlassen. Scharen sie emsig mit den frägligen Nebennägeln frache Gruben in dem warmen Erdboden aus, der dabei zu seinem trockenen Staube zertrübt wird. In diese Runden drückt sich die ganze Schar auf den Boden. Die wohlige Wärme der hellen Mittagsonne lassen sie auf sich wirken, hier wird ein Weiden gestreckt und ein Flügel gebreitet, dort blinzelt verschlafen aus halbgeschlossenen Augenlidern ein Auge nach dem heranflüßenden Heuschreck. Dies und jenes Huhn rüttelt und schüttelt sich, daß die Staubwolken nur so um das Gefieder fliegen. Dies Staubbad, das sie in der heißen Mittagszeit nehmen, ersetzt ihnen das sonst von den Vögeln gern genommene Wasserbad, vor dem sie, wie fast alle unsere Hühnervögel, große Scheu zu haben scheinen. Die Wasserlöcher sind sie des Notwendigen ja auch nicht in die betauten Kohlstübe geben, wo sie reichlich Futter finden könnten. Selbst ihren Durst stillen sie im wesentlichen mit den spärlichen Tropfen Tau, die an den Halmen haften. Aber das trockene Staubbad befreit sie wenigstens ebenso gut wie das Wasserbad von einem Teil der Schmaroher, die zahlreich in ihrem Gefieder haften, den Federlingen, Milben und anderem Gelichter.

Wenn das Volk im Mittagsquartier rastet, birgt die Hühner ihre Zeichnung, die dem Boden außerordentlich abnickt, vorzüglich vor dem feindlichen Auge, das die flachen Häuschen für zufällig entstehende Erdhügeln halten muß, bis eine kleine Bewegung das Leben darin verrät. Neben der rastenden Schar steht ein höherer Erdklumpen, der erst in nächster Nähe sich als das aufmerksam machende Männchen entpuppt. Bewegunglos aufgesichtet, wie tot liegt es da, aber sein scharfes Auge erschaut rechtzeitig jede nahe Gefahr, sei es ein Hund, der wildernd die Feder durchschlägt, sei es eine Kacke, die leise morbigerig daherschleicht, sei es ein Raubvogel, der vom Waldrande mit lautlosem Flügel sich löst, oder auch der jagende Mensch. Vor dem Wauern, der seinen Adler bestell, vor dem Hirtin, der mit der Schafherde auf die Stoppeln treibt, hat es keine Furcht, aber den Jäger scheint es recht gut zu kennen. Ein warnender Ruf, und die ganze Schar ist wach. Geduckt, jede Deckung geschickt benutzend, kichert laufend und schleichend das Volk davon. Weiße Strecken rennen sie in solchen Fällen, und vergebens sucht man an der Stelle und ihrer Umgebung nach ihnen, bis von weither das "Lerrred" Kunde gibt, daß der Hahn seine Oranen und die jungen Vögel wieder zusammenlockt.

Das Männchen ist der natürliche Führer des Volkes, denn er ist der Vater. Ein Rebhühnervolk ist eigentlich nur eine einzige Familie, die im Sommer, Herbst und Winter zusammenhält unter der Leitung des Männchens. Nur im Winter löst wohl einmal ein jüngerer Männchen der Familie den erprobten Führer in der Woche ab. Die Spätherbsttage und der Winter sind für das Volk die schlimmste Zeit, wenn die Nahrung spärlicher wird und die Deckungen auf den Feldern verschwunden sind und die kahlblättrigen Dornbüsche keinen schützenden Unterschlupf vor dem Regen mehr bieten können. Trotz allen Mangels und aller Bitterungsunbill bleiben unsere Rebhühner bei uns. Nur aus Gewandtheit, die weiter im Norden gelegen sind, wandern gelegentlich größere Scharen zu, die bisweilen über hundert Köpfe stark sein können. Diese "Jughäher" sind Gesellschaften, die sich aus einer größeren Anzahl von Vögeln auf der Wanderung zusammengeschlagen haben. Aber diese Gesellschaft ist nur Scheinbar und Folge der Notlage. Denn auch die großen Scharen der Jugendhühner halten streng auf Sondereinrichtung der einzelnen Familien an den Raß- und Ruheplätzen. Aus den liegegebliebenen geforderten Notabstufungen vermag man mühselos die Anzahl der Vögel festzustellen, die sich zur großen Schar zusammengeschlossen haben. Geselligkeit kennen die Rebhühner nur im Familienverbande, und nur die äußerste Not des Lebens bringt sie zur Vereinigung mit fremden Hühnern. Eifersüchtig wird die Grenze der Familie bewacht und jeder Eindringling erdarmungslos herausgebeissen. Neuerlich schwer ist es einem einzelnen, etwa nach der Jagd von einem Volk allein übriggebliebenen Huhn, Anschluss an ein anderes Volk zu finden.

Solange der Boden frei von Schnee bleibt, finden die Hühner noch Nahrung zur Genüge. Wenn aber eine Schneedecke alles überzieht, wenn noch Tauwetter der Frost darüber noch eine harte Eiskeite legt, dann sind die schlechtesten Zeiten für sie gekommen. Dann suchen sie wohl auch die Gärten der Bauern auf, wo sie am Grünkohl sich sättigen, selbst vor der Stadt schreiden sie dann nicht zurück. In strengem Winter habe ich manches Mal auf der Hauptstraße meiner Vaterstadt die Hühner beobachtet, wie sie mit den Sperlingen im Wettbewerb die rundlichen Hinterbacken der Pferde nach Körnern und Schmaroher durchsuchten. Auf dem Felde kriechen sie in die Gänge, die sich der Hufe unter dem Schnee

er dann in Stunden der Not nutzbringend verwertete. So gelang es ihm vorläufig, sein Lebensschiff zwischen den gefährlichen Klippen wohlbehaltend hindurchzusleudern.

Ein wichtiger Kaufmann läßt kein Geld unnützig liegen. So erwarb denn Theo von den Kleinigkeiten, die er verdient hatte, eine Warmklofenfabrik, der er mit höchstem Unternehmergeist sofort eine Kunstholzaufteilung angliederte, und siehe, auch dieser Versuch, den er doch nur aus Mitleid mit dem hungrigen Volke gewagt hatte, brachte Segen ins Haus. Einer Weberei in Sachsen, die sich vergrößern wollte, gab er gern die Mittel dazu, weil das Vaterland Webereiarbeitern notwendig brauchte. Doch ihm aus diese ungenüßige Tat von der Firma auf noble Art vergolten wurde, dafür konnte er nichts.

Nis Theo des baren Geldes immer noch zuviel besaß, wurde er wohlthätig. Er beschenkte das Rote Kreuz und die armen Leute so lange, bis man sich genötigt sah, ihm die silberne Medaille für Verdienste in der Ornat zu verleihen. Die Ehrenurkunde des Bürgervereins besaß er ja schon, seit er um das "Kaiser-Friedrich-Denkmal" die fehdwürdige und von allen Patrioten heiß ersehnte Gartenanlage schaffen ließ. Seiner Vaterstadt Liphlow in der Provinz Posen stiftete er sogar einen "eisernen Hindenburg", hielt auf Einladung des Bürgermeisters die Einweihungsrede, in der er die Bevölkerung zum Durchhalten ermahnte, und schlug als erster für tausend Mark Riegel ein.

Dieser Tag erhielt eine viel größere Bedeutung, als Theodor angenommen hatte. Bei dem Abendessen, das ihm zu Ehren der Bürgermeister trotz aller Nahrungsjorgen gab, lernte er Frau Minke kennen und sein Herz entbrannte in heißer Liebe zu ihr, denn sie war Witwe und alleinige Inhaberin der "Vereinigten Wählenwerke Liphlow". So entschloß er sich denn — nicht etwa, weil ihm Frau Direktor Knollinger seinerzeit den Abschied für immer gegeben hatte, sondern weil Theo durch die Zeit in stiller Beziehung geläutert war —, mit Anna Minke in den heiligen Stand der Ehe einzutreten.

Von nun an wick Theodor Ringelmeier in ruhigen, hobildlichen Bahnen weitergeben. Die unantastbare Keinheit seines Familienlebens ist schon heute stadtbekannt, ebenso wie überall sein Gemeinssinn und seine mildtätige Hand gelobt werden. Vielleicht wählen ihn Liphlows ehrsüchtige Bürger sogar noch einmal zu ihrem Stadtrat. Das wäre nur recht und billig, denn er wird immer auf einen guten Ruf Wert legen und Niege, seine liebe Freundin, höchstens einmal besuchen, wenn ihn bestimmt niemand dabei ertwischt. Also kann auch niemand etwas dagegen einwenden.

zu Kohl und Rüben scharrt. Dann lernen sie bitterste Not kennen, und manches Huhn, das bei dieser Lebensweise von Kräften kommt, fällt seinen Feinden zur Beute. Denn auch vom Huhn gilt wie vom Hasen das Wort: alles will sie fressen. Fuchs, Kacke, Wader, Hais, Biesel, Sperber, Hühnerhabicht, Kacke und Krähe, selbst der Falsch nimmt sie, wenn sie zu fassen sind.

Nach einer Zeit gibt es, wo die Unruhe und Verfolgung den Hühnern das Leben schwer macht, das ist im Spätsommer, wenn die Hühnerjagd aufgeht. Da trottet vor ein paar guten Schützen der Hühnerhund mit herabhängender Zunge durch die in Sonnen-gluten bratenden Felder. Plötzlich steht er still, den einen Vorderlauf gehoben, die Nase gestreckt, den Kopf etwas nach vorn gelenkt. Kein Glied rührt sich an ihm, bis die Jäger in die Nähe kommen. Plötzlich ein lautes Poltern, durch das gellend der Ruf "repreprepre" erklingt, und mit schäumenden Flügel schlägt er das Volk in die Luft, um tausend das Weiße zu suchen. Schiffe knallen, Federn fliegen, und aus der feinen Schar haben ein paar das Leben lassen müssen. Der zuschneidende Hund bringt ihre Leiden getragen, die am "Galgen" an der Jagdtasche der Schützen ihre Hühlerleiche finden, freilich nicht die letzte; denn die ist die Pflanze in der Küche, wo das zarte Gerichte mündgerecht zubereitet wird. Wenn es nicht gar zu alt und zäh ist, gibt es einen wohlschmeckenden Braten ab. Das weiß man aber meistens nur aus fremdem Munde. Denn wenn man auch Gelegenheit hat, das Wildbrett in den Schaufenstern der Wildhändler in Augenschein zu nehmen, so reicht doch zumeist der Kammer nicht zu, um sich ein Festgericht aus Rebhühnern zu leisten.

Freilich der tote Vogel im Schaufenster mit den anspruchsvollen Farben des Gefieders macht nicht den Eindruck wie der lebende draußen im Freien. Wer ihn kennen lernen will, muß frühzeitig draußen sein und darf keine Anstrengungen scheuen. Aber dann hat er von seiner Nähe auch einen reich lohnenden Genuß, der ihn auf einige Stunden die Mühen und Sorgen des Alltags vergessen läßt. Und er lernt sich ein Gefühl mit der lebenden Natur ringsum und von dort die reinsten Genüsse heimtragen.

Dr. Popitz.

Das Lichtlein.

Von Vladimir S. Korolentz.

Vor langer Zeit ereignete es sich, daß ich an einem dunklen Herbstabend über einen ungewöhnlich düstern sibirischen Fluß fahren mußte. Plötzlich tauchte an der Wiegung des Flußes hinter drohenden Felsen ein Flämmchen auf. Es leuchtete hell und schien ganz nahe zu sein.

"Nun, Gott sei Dank!" so ist die nächste Lagerstätte doch schon in Sicht!"

Der Bootsmann drehte sich um, schaute über die Schulter nach dem Feuer und griff wieder gleichgültig nach den Rudern. Mit genauer Schreckenmurmelt er:

"Es ist noch sehr weit!"

Ich glaubte ihm nicht. Das Lichtlein stand doch so deutlich vor uns und trat aus einer unbestimmten Finsternis anscheinend immer mehr hervor! Der Schiffer hatte aber recht. Es war in der Tat in weiter Ferne.

Das ist aber die seltsame Eigenart dieser nächtlichen Feuer — sie kommen heran, bestiegen die Finsternis, flimmern verheißungsvoll und täuschen über ihre eigene Nähe hinweg! Man glaubt, da, da, nur noch zwei, drei Ruderschläge — und der Weg ist beendet... und dabei — ist das Ziel noch so weit!...

Wir mußten noch lange, lange immer den Fluß entlang schwimmen, der so schwarz wie Tinte sich färbte. Schludern und Risse begegneten uns, kamen dicht heran, wichen zurück, blieben im Hintergrund und verloren sich. Die Weite wurde unermesslich, und das Flämmchen blieb fortgesetzt auf seinem Plage im Vordergrund, es zerfärbte sich, verdichtete sich und lockte, indem es immer näher zu kommen schien, während es dennoch so unermesslich weit war...

Oft mußte ich noch an jenen dunkeln Fluß denken, der von felsigen Bergen umsäumt war, und an jenes Lichtlein, das ihn belebte. Wieviele Flammen haben schon vorher und nachher nicht nur mich allein irregeführt durch ihre täuschende Nähe! Das Leben schiebt immer noch zwischen den düstern Gestaden und die Feuer sind immer noch in der Ferne. Und aufs neue muß zu den Rudern gegriffen werden...

Aber trotz alledem... trotz alledem... haben wir ein Lichtlein vor uns!...

Röntgenstrahlen im Kampf gegen den Krebs.

Kreuzdorns hat der Arzt zur Heilung auch die Röntgenstrahlen in seinen Dienst gestellt, und er hat damit schon schöne Erfolge erungen. Die wunderbaren Strahlen durchdringen gewisse Körper fast vollständig, und es wird dadurch möglich, mit ihnen gewisse Maffen in die Tiefen des menschlichen Körpers hineinzudringen. Die heilsame Arbeit der Strahlen kann man etwa folgendermaßen zusammenfassen: Jede krankhafte wachsende Zelle und jede ungesunde Anhäufung gesunder Zellen vermag die Röntgenstrahlen zu zerstören oder anzuhäufeln. Mit ihnen ist man denn auch gegen die furchtbare Krankheit des Krebses vorgegangen. Dieser ist nichts anderes als eine bodartige Neubildung von Zellen, die aus gesunden Gewebebestandteilen hervorgegangen sind und die sich als rasch wachsende Geschwülste darstellen. Hier müssen die Röntgenstrahlen den Stellungskrieg aufnehmen.

Aber ihr Wesen herrscht auch gegenwärtig noch manche Unklarheit. Nach einer älteren Auffassung dachte man sich ihre Entstehung folgendermaßen: In der Kathodenröhre fliegen zahllose winzige Elektronen an eine gegenüberliegende Wandung. Dort erzeugen sie nicht nur Wärme, sondern auch zahlreiche elektromagnetische Stöße im Keiber. Man sprach ihnen zunächst die Natur regelmäßiger Wellen ab, weil es nicht gelingen wollte, mit ihnen jene Versuche auszuführen, die sich mit den Wellenwellen anstellen lassen (Spiegelung, Brechung und Beugung). Inzwischen weiß man laut, daß zum Entstehen jener Versuche eben nur besonders feine Maßnahmen nötig sind, und man spricht die Röntgenstrahlen daher jetzt gewiß mit Recht als Keiberstrahlungen an, deren Wellenlänge aber ungemesslich klein ist. Zeigt man ein Millimeter in eine Million Teile, so dürfte eine Röntgenwelle davon nur 10 oder noch weniger umfassen. Für den Arzt und seine Arbeit ist die Länge der Wellen sehr wichtig; denn von ihr hängt die Heilwirkung der Strahlen durchaus ab. Es ist gelungen, die Röntgenstrahlungen zu messen und ihnen eine gewünschte Länge zu geben. Wo sich der Kranke rechtzeitig in die Behandlung des Arztes begibt, kann die Röntgenröhre den am Krebs Leidenden in vielen Fällen noch retten.

Notizen.

— Peter Gast, der Schüler und Freund Nietzsche's, ist in Annaberg, seiner Vaterstadt, gestorben. Die großen Hoffnungen, die Nietzsche auf seine Musikbegleitung setzte, sind nicht in Erfüllung gegangen. Aber sein Briefwechsel mit Nietzsche sichert ihm seinen Platz.

— Das Deutsche Opernhaus wird auch im fünften Kriegsjahre eine Reihe von Ur- und Erstaufführungen bringen. Unter anderem Friedrich Schillers "Maria Magdalena" und R. Neumanns "Cerbixurum", unter den Erstaufführungen Oberleutnants "Gizerner Heiland" und Weiß' "Polsischer Jude". In neuen Einrichtungen werden gegeben: Mozarts "Cosi fan tutte", Rossinis "Toll", Gerolds "Zampa", Meyerbeers "Propheet" und "Das Glöckchen des Eremiten" von Adme Mailart.